

Einige Gedanken zu einer Theorie des Schreibens

“We are dealing with an ‘ill-defined problem’” (J. Hayes nach Steinberg 1980: 157). Eine solche Feststellung trifft einer der besten Kenner des Schreibprozesses und meint damit alle, die sich zur Zeit um die Erforschung des Schreibens bemühen. Die folgenden Ausführungen sind als Beitrag gedacht, eben dieses Problem besser zu verstehen.

1. Zum Gegenstand: dem Begriff des Schreibens

Mit dem Ausdruck “Schreiben” wird in der Umgangssprache der voll ausgebildete Schreibakt bezeichnet: “Etw. Sinnvolles, einen Text (in seinem Zusammenhang) schriftlich niederlegen” (Klappenbach/Steinitz 1976: 3299), ausnahmsweise nur eine Reduktion des Begriffes, etwa die Darstellung lediglich von Buchstaben auf dem Papier. Im folgenden wird der umfassende Begriff zugrunde gelegt. Es ist jedoch angebracht, einige **A u s g r e n z u n g e n** vorzunehmen.

Man kann mit der Hand schreiben oder mit der Hand auf einer Schreibmaschine schreiben. Man kann aber auch stempeln (Schmidt 1980) oder drucken. Es gibt also verschiedene technische Möglichkeiten, einen Schreibvorgang ausführen. Ich beschränke mich im folgenden auf Schreibvorgänge im präziseren Sinne: in erster Linie auf Schreiben mit der Hand; Stempeln und Drucken werden nicht berücksichtigt.

Der Ausdruck “Schreiben” bezeichnet einen Arbeitsvorgang, genau genommen: verschiedenartige Arbeitsvorgänge – je nachdem, ob eine oder mehrere Personen und in welcher Weise sie an dem Schreibvorgang beteiligt sind. Ist nur eine Person beteiligt, kann der Ausdruck “Schreiben” die Produktion eines eigenen Textes oder die Reproduktion, das Abschreiben des Textes einer anderen Person bezeichnen. Sind mehrere Personen beteiligt, kann es sich um ein Diktat oder um eine kollektive Arbeit handeln. Ich beschränke mich im folgenden auf die eigenständige Tätigkeit einer einzelnen Person, werde also das Diktat, die Abschrift und kollektive Möglichkeiten des Schreibens vernachlässigen.

Es gibt ungewöhnliche Weisen des Schreibens: nicht nur zielloses und ungeplantes, sondern auch automatisches Schreiben. Dieses wurde von einigen Surrealisten gepflegt. Solche mehr exotischen Weisen des Schreibens können nicht Gegenstand der folgenden Untersuchung sein.

Auch die Tatsache, daß ein Schreibvorgang oft diskontinuierlich verläuft, d.h. durch mehr oder minder große Zeitintervalle unterbrochen wird, soll im folgenden vernachlässigt werden.

Ich gehe also von einem Begriff des Schreibens aus, der sich in erster Linie auf einen Vorgang des Schreibens mit der Hand bezieht, beschränkt ist auf die planvolle Tätigkeit einer einzelnen Person und der etwas wirklichkeitsfremden Fiktion folgt, als handle es sich um einen homogenen und zusammenhängenden (kontinuierlichen) Prozeß. Solche Ausgrenzungen mögen als mißlich empfunden werden, man kann sie in dem einen oder anderen Fall auch anders vornehmen, zu vermeiden sind sie aber grundsätzlich nicht.

Mit den Ausgrenzungen allein ist es nicht getan. Wir haben uns auch darüber zu verständigen, an welcher Vorstellung von Schreiben wir uns orientieren wollen. In den wissenschaftlichen Untersuchungen des Schreibprozesses sind solche **O r i e n t i e r u n g e n** bisher geflissentlich übersehen, zumindest nicht berücksichtigt worden.

Silvia Scribner und Michael Cole (Scribner/Cole 1981: 74f.) haben an der Forschung kritisiert, daß in sie einige Voraussetzungen unreflektiert, vielleicht auch unbemerkt eingegangen sind:

(1) Der Vorgang des Schreibens kann bekanntlich verschiedenen Zwecken dienen. Ein Brief verfolgt andere Zwecke als etwa eine wissenschaftliche Abhandlung. S. Scribner und M. Cole stellen fest, daß die unterschiedlichen Funktionen, die mit dem Schreiben verbunden sein können, in der Forschung vernachlässigt worden sind. Es werde vorausgesetzt, daß die Funktion den Schreibakt nicht tangiere, Schreiben Schreiben sei, gleich welchen Zwecken es auch diene. Mit einer solchen Annahme verschaffe man sich die Möglichkeit, eine und eben nur eine Weise des Schreibens seiner Untersuchung zugrunde zu legen.

(2) Frage man nach der Funktion, Textform oder Schreibweise, die üblicherweise den wissenschaftlichen Untersuchungen zugrunde gelegt werden, so sei nicht zu übersehen, daß es sich fast ausnahmslos um expositorische Texte handle, Texte, von denen angenommen werden kann, "daß der Schreiber meint, was er sagt, und für deren Wahrheitsgehalt und Logizität er einsteht" (Scribner/Cole 1981: 75).

Die Kritik von S. Scribner und M. Cole ist berechtigt. Der Tatbestand selbst aber ist nicht aus der Welt zu schaffen. Der Wissenschaftler, der sich anschickt, den Vorgang des Schreibens zu untersuchen, muß sich, da er nicht gleichzeitig alle auf einmal vornehmen kann, für eine Weise des Schreibens entscheiden und sich notwendigerweise ausschließlich an

ihr orientieren. Eine solche Orientierung, so unvermeidlich sie ist, darf jedoch nicht unreflektiert erfolgen. Man muß sich darüber im klaren sein, daß nicht der Schreibprozeß schlechthin, sondern lediglich eine bestimmte Ausprägung desselben untersucht wird.

Wird dies beachtet, so scheint es durchaus einige Argumente für die Wahl von expositorischen Texten bei wissenschaftlichen Untersuchungen zu geben. Die Orientierung an der Produktion expositorischer Texte ist zumindest historisch nicht zufällig. Seit der Aufklärung wird Schreiben als das Zum-Ausdruck-Bringen, die Exteriorisierung innerer Zustände (Gefühle, Erinnerungen, Wahrnehmungen, Meinungen, Einsichten, Phantasien usw.), vor allem aber von Gedanken, verstanden. Das gilt zumindest für die europäische Geistesgeschichte. Friedrich Hegel hat diese Vorstellung in einem anderen Zusammenhang prägnant zum Ausdruck gebracht:

Sprache und Arbeit sind Äußerungen, worin das Individuum nicht mehr an ihm selbst sich behält und besitzt, sondern das Innere ganz außer sich kommen läßt, und dasselbe Anderem preisgibt. Man kann darum ebenso sehr sagen, daß diese Äußerungen das Innere zu sehr, als daß sie es zu wenig ausdrücken; *zu sehr*, — weil das Innere selbst in ihnen ausbricht, bleibt kein Gegensatz zwischen ihnen und diesem; sie geben nicht nur einen *Ausdruck* des Inneren, sondern es unmittelbar; *zu wenig*, — weil das Innere in Sprache und Handlung sich zu einem Anderen macht, so gibt es sich damit dem Elemente der Verwandlung preis, welches das gesprochene Wort und die vollbrachte Tat verkehrt und etwas anderes daraus macht, als sie an und für sich als Handlungen dieses bestimmten Individuums sind (Hegel 1807/1972: 235).

Hegel spricht von Sprache und Arbeit allgemein. Wenn man aber seine Bemerkungen auf den Schreibprozeß anwendet, dann hat man eine ziemlich genaue Beschreibung des Begriffs, den man sich in der europäischen Tradition der Aufklärung vom Schreibprozeß gemacht hat. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts ist es zu einer Verengung des Begriffes gekommen, übrigens nicht nur in Europa, sondern auch in Nordamerika (vgl. Heath 1981: 30ff.) Die inneren Zustände wurden auf den kognitiven Bereich beschränkt, so daß Schreiben die Exteriorisierung lediglich von Gedanken war. Damit ist man bei der Form des Schreibprozesses, der expositorischen Texten zugrunde liegt.

Auch wenn dieser Begriff des Schreibens uns geläufig ist, darf nicht außer acht gelassen werden, daß es andere Möglichkeiten gibt, den Begriff zu fassen, und daß andere Begriffe vom Schreiben entwickelt worden sind. In jüngster Zeit gibt es Tendenzen in der Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik, Schreiben als das Produkt verschiedener, vornehmlich, aber nicht ausschließlich, äußerer Faktoren zu betrachten. Bis in

das 18. Jahrhundert hinein (und teilweise auch noch im 19. Jahrhundert) dominierte eine mehr rhetorische Auffassung vom Schreiben: Schreiben als ein Mittel, um auf Gefühle, Willen und Gedanken von anderen Personen Einfluß zu nehmen. Schreiben wurde in diesem Fall nicht unter dem Aspekt der Ausdrucksfunktion, der Relation zwischen Schreibendem und Text, begriffen, sondern unter dem der Appellfunktion, des Effektes, der Relation von Text und Leser. S. Scribner und M. Cole berichten, daß in den Koranschulen der Vai in Afrika geschrieben wird, um sich einen Text, den Koran, anzueignen (Scribner/Cole 1981: 76ff.), eine Technik übrigens, der sich mancher Schüler auch heute noch bedient, um ein Gedicht auswendig zu lernen. Hier handelt es sich um eine Vorstellung von Schreiben, die mit dem schriftlichen Ausdruck von inneren Zuständen nichts mehr zu tun hat.

Wenn es um die Frage geht, mit welchem Begriff von Schreiben wir arbeiten wollen, dann erscheint es mir durchaus sinnvoll und gerechtfertigt, unseren Analysen den Begriff zugrunde zu legen, der aus der Tradition stammt, in der auch die Wissenschaften stehen, die sich seine Analyse zum Ziel gesetzt haben. Es besteht kein Zweifel, daß dies der Begriff der europäischen Aufklärung ist: Schreiben als Medium des Nach-Außen-Bringens innerer Zustände, Schreiben als Exteriorisierung oder Expression von Gedanken.

Seiner Analyse gelten die weiteren Ausführungen.

2. Das Modell von John Hayes und Linda Flower (1980)

Während die Sprachwissenschaft in den siebziger Jahren den Sprechakt, die gesprochene Sprache und die mündliche Kommunikation entdeckt und ihre Untersuchung mit großer Intensität und viel Aufwand betreibt, ist der Prozeß des Schreibens Thema lediglich einiger psychologischer Arbeiten, Arbeiten aus dem angelsächsischen Bereich (der Vereinigten Staaten und England), meist im Zusammenhang mit der sich entwickelnden kognitiven Psychologie stehend (Britton u.a. 1975; Hayes/Flower 1980a).

Das am weitesten entwickelte mir bekannte Modell des Schreibprozesses ist das von John Hayes und Linda Flower (Hayes/Flower 1980a und 1980b; Flower/Hayes 1980). Es beruht auf der Analyse von Protokollen, die von den Äußerungen, die Schreiber während des Schreibvorganges taten, angefertigt wurden, sog. Protokollanalysen. Es stellt den Versuch dar, die verschiedenen Aktivitäten, die den Schreibakt konstituieren, zu erfassen und in ihrem Verhältnis zueinander zu bestimmen. Zwar betrachten die Konstrukteure das Modell noch als unfertig: "At present,

of course, we must be satisfied with a model which is much less complete than the ideal" (Hayes/Flower 1980b: 390). Dennoch scheint es mir eine durchaus geeignete Grundlage zu sein, auf der weitere Überlegungen zum Schreibprozeß angestellt, das Modell selbst ergänzt und weiter differenziert werden kann.

Das Modell besteht aus drei Komponenten (vgl. Fig. 1). Im Mittelpunkt des Modells steht die Komponente, in der der Schreibprozeß als solcher zur Darstellung gelangt. Die beiden anderen Komponenten beziehen sich auf den Kontext, die eine auf das Langzeitgedächtnis des Schreibers, die andere auf die kommunikative oder rhetorische Situation, hier als "task environment" bezeichnet. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß zur Kommunikationssituation, innerhalb derer die Aufgabe des Schreibens zu erfüllen ist, auch der während des Schreibvorganges entstehende Text gerechnet wird. Die Autoren haben einen äußeren von einem inneren Kontext, dem Inhalt des Langzeitgedächtnisses, unterschieden und zu dem äußeren Kontext gezählt:

everything outside the writer's skin that influences the performance of the task (Hayes/Flower 1980a: 12).

Eine solche Entscheidung ist gewiß interessant, doch möchte ich sie mir nicht zueigen machen. Denn der entstehende Text ist selbst ein sehr wichtiger Teil des Schreibprozesses: sein Ergebnis, ohne den ein Schreibprozeß unvollständig wäre. Die Tatsache, daß nach dem Abschluß des Schreibvorganges das Produkt von diesem ablösbar ist und für sich bestehen kann, eine Möglichkeit, die dem Sprechen abgeht, berechtigt nicht zu der Annahme, als könne der Text den anderen Elementen der Schreibsituation gleichgestellt werden. Die drei Komponenten des Modells von J. Hayes und L. Flower sind also um weitere zu ergänzen.

Denn auch eine fünfte Komponente scheint mir notwendig zu sein, um alle wesentlichen Bedingungen des Schreibprozesses in einem Modell zu erfassen (vgl. Fig. 2). Der Schreibakt erfordert einige Vorbereitungen, die in der Regel beim Sprechen nicht notwendig sind. Derjenige, der sich zum Schreiben anschickt, muß dafür Sorge tragen, daß er sich ganz auf den Schreibvorgang konzentrieren kann. Er begibt sich in der Regel in eine Situation der Isolation. Das bedeutet zweierlei: er sucht einen Raum auf, in dem er allein sein kann, und er versucht, alle Tätigkeiten, die nichts mit dem Schreiben zu tun haben, von sich fern zu halten. Damit ist es aber nicht getan. Schreiben ist "ein Tun mit deutlichem Arbeitscharakter" (Kainz 1956: 4). Der Schreiber benötigt Werkzeuge, die die Handlungen seiner Hand ergänzen: Bleistift, Federhalter, Kreide, Meißel usw., u.U. eine Maschine, außerdem benötigt er

Fig. 1: STRUKTUR DES SCHREIBMODELLS
 (nach Hayes/Flower 1980 a)

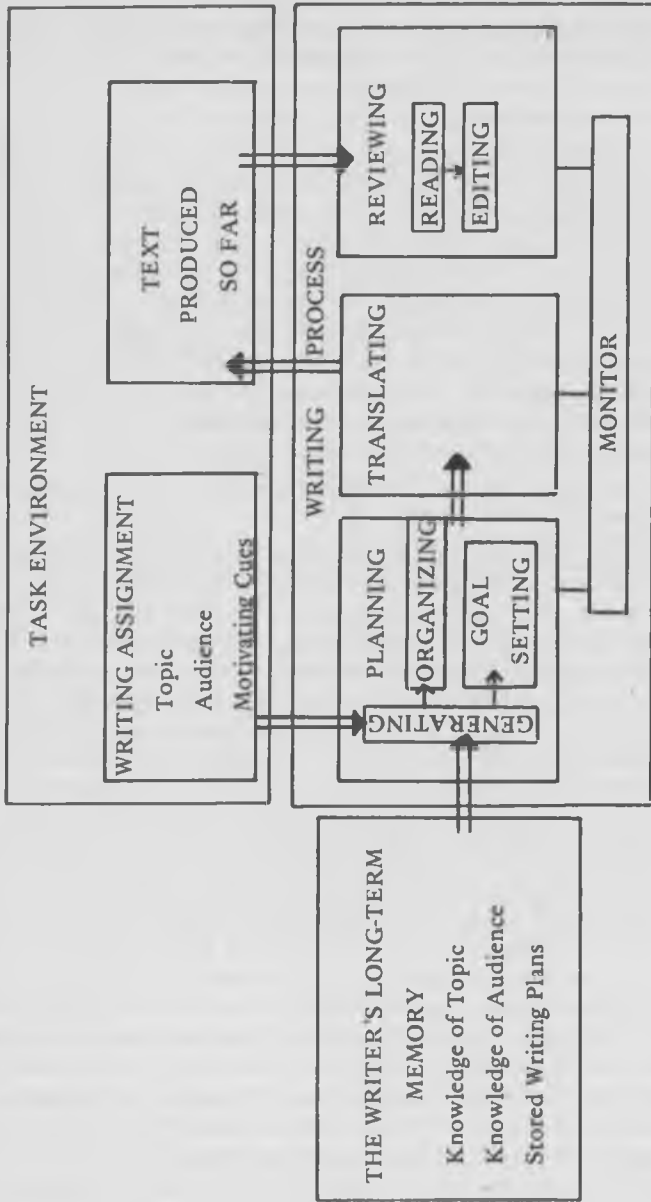
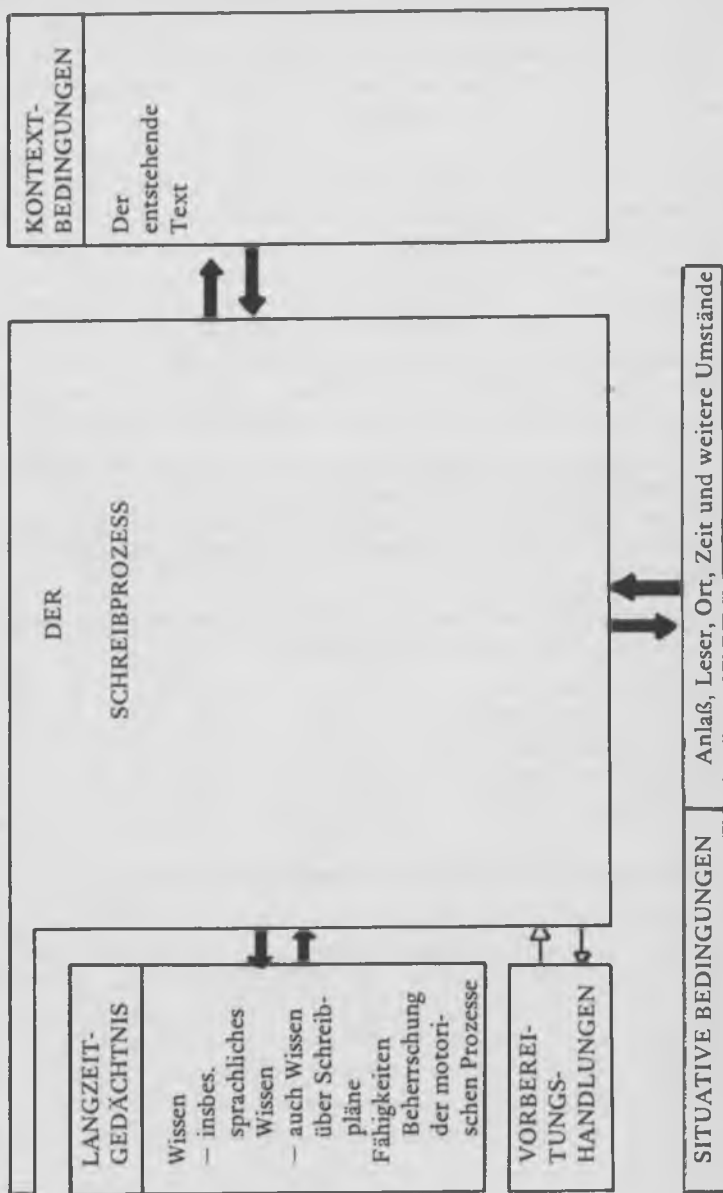


Fig. 2: KOMPONENTEN DES SCHREIBPROZESSES



ein bestimmtes Material, das mithilfe des jeweiligen Werkzeuges bearbeitet werden kann: Papier, eine Tafel, Holz, Stein, Metall usw. Zu den Vorbereitungshandlungen, die zum Schreibakt führen, gehört also die Bereitstellung eines geeigneten Raumes, eines Schreibwerkzeuges und entsprechender Schreibmaterialien.

In dem Modell von J. Hayes und L. Flower besteht die zentrale Komponente, die Komponente für den Schreibprozeß, aus drei Teilen: einen für die kognitiven, im eigentlichen Sinne konzeptionellen Prozesse, einen weiteren für die sprachlichen und einen dritten für verschiedene überarbeitende Aktivitäten des Schreibers. Die beiden Autoren sprechen von Planung (planing), Übersetzung (translation) und Überprüfung (reviewing), vgl. Fig. 3. Eine solche Aufteilung des Schreibprozesses erfaßt zwar alle kognitiven Prozesse, auf die es allein J. Hayes und L. Flower ankam, nicht aber alle Aktivitäten eines Schreibers, auf die es mir hier ankommt. Dazu wären mindestens zwei Arten von Aktivitäten zu ergänzen:

- (1) verschiedene motorische Handlungen, die zur Ausführung einer Schreibhandlung notwendig sind, und
- (2) die den Schreibakt begründenden und ihm während seiner ganzen Dauer zugrunde liegenden Motivationen: die motivationale Basis (vgl. Wason 1980: 134).

Nimmt man diese Teile in die Komponente für den Schreibprozeß auf, dann kommt man zu insgesamt fünf Teilen:

1. Motivationale Basis
2. Konzeptionelle Prozesse
3. Innersprachliche Prozesse
4. Motorische Prozesse
5. Redigierende Aktivitäten (vgl. Fig. 4).

3. Einige allgemeine Eigenschaften des Schreibprozesses

Der Schreibprozeß zeichnet sich nicht nur durch seine Komplexität, sondern vor allem auch durch seine Dynamik aus, d.h. an ihm sind nicht nur mehrere verschiedene Aktivitäten beteiligt, diese Aktivitäten sind sowohl für sich als auch in ihrem Zusammenspiel nach Verlauf, Richtung und Intensität in einem hohen Grade modifizierbar (vgl. Hayes/Flower 1980b: 398 f.). Da wir nur unzulängliche Möglichkeiten haben, diese Dynamik in dem von uns gewählten Modell angemessen darzustellen, ist es notwendig, einige allgemeine Bemerkungen vorzuschicken.

Fig. 3: DER SCHREIBPROZESS
(nach Hayes/Flower 1980 b)

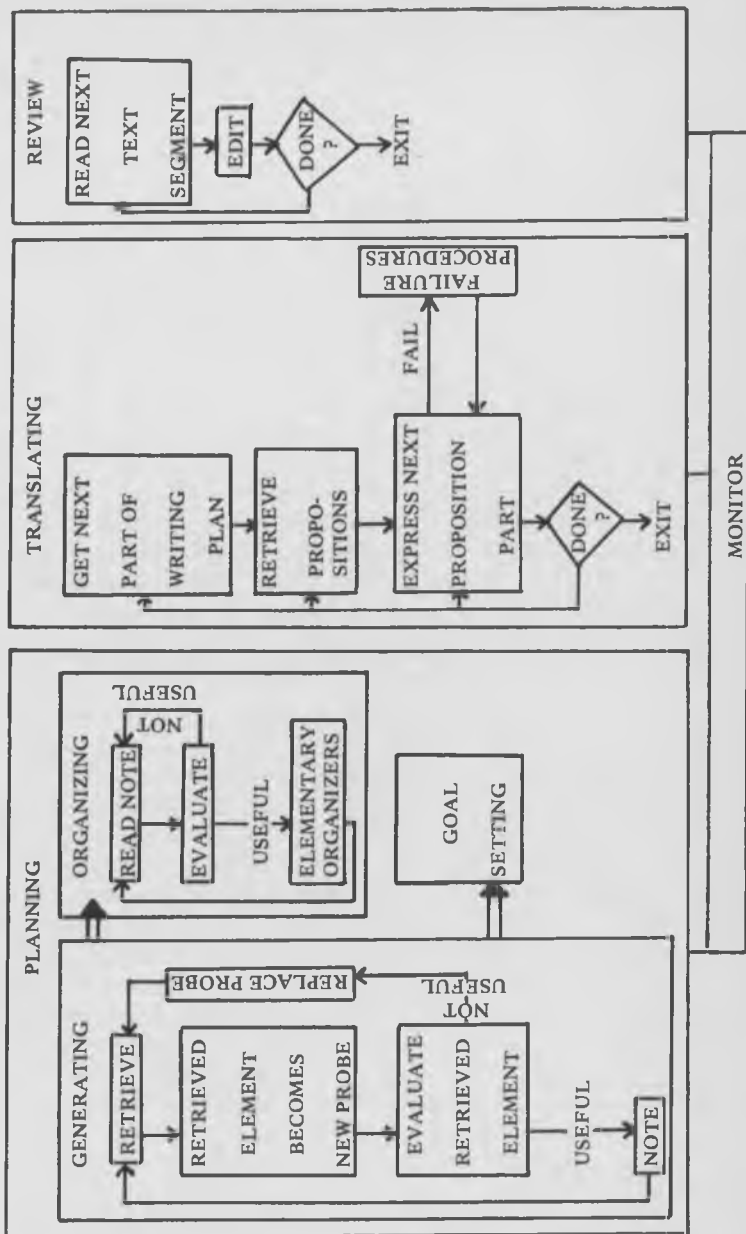
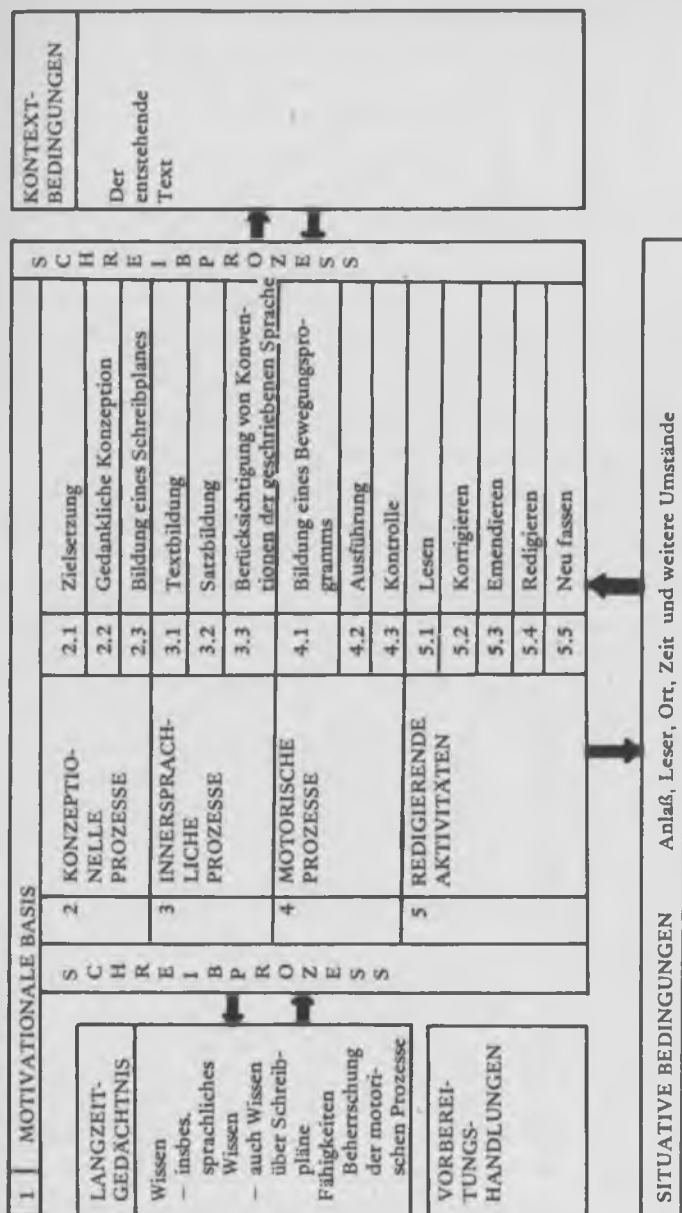


Fig. 4: DIE STRUKTUR DES SCHREIBPROZESSES



Das Verständnis des Modelles setzt voraus, daß die einzelnen Aktivitäten beim Schreiben auf folgende Weisen zustande kommen oder sich zueinander verhalten können:

- multilevel
- sukzessiv
- interaktiv
- iterativ
- rekursiv
- teilweise zumindest routinisiert bzw. sogar automatisiert.

Eine solche Aufzählung allgemeiner Eigenschaften des Schreibprozesses erfolgt in Anlehnung an einige Bemerkungen von D. Gould (Gould 1980: 111-112).

(1) Schreiben vollzieht sich "multilevel" (D. Gould). Eine deutsche Bezeichnung steht mir leider nicht zur Verfügung. Gemeint ist die Tatsache, daß die verschiedenen, am Schreibprozeß beteiligten Aktivitäten nicht auf einer, sondern auf verschiedenen Ebenen operieren. Eine Ebene kann man als die motivationale, eine andere als die konzeptionelle, eine dritte als die sprachliche Ebene bezeichnen usw.

(2) Der Prozeß des Schreibens ist zeitlich geordnet in dem Sinne, daß die einzelnen Aktivitäten, aus denen er sich zusammensetzt, aufeinander folgen. Schreiben ist also grundsätzlich sukzessiv. Eine solche Feststellung ist nicht unproblematisch und bedarf der Erläuterung.

Die sukzessive Ordnung des Schreibprozesses besagt nicht, daß eine Aktivität erst abgeschlossen sein muß, bevor eine andere zum Zuge kommt. Die Aktivitäten können zwar grundsätzlich voneinander getrennt auftreten: sie sind potentiell isolierbar. In der Regel aber überlappen sie einander in einem hohen Maße. Bestimmte Korrekturen oder Überarbeitungen des Textes, die durchaus noch zum Schreibprozeß zählen, können erst vorgenommen werden, wenn etwas vorliegt, das verbessert werden kann. Desgleichen setzen die motorischen Prozesse voraus, daß sich im Kopf des Schreibenden ein gedanklich-sprachliches Konzept des Zuschreibenden gebildet hat. Auch die sprachlichen Formulierungen erfordern zumindest einen gewissen Stand in der Entwicklung eines gedanklichen Konzeptes. So bedingt eine Aktivität die andere. Man kann also durchaus von einer Logik des Schreibprozesses sprechen, auch wenn die Wirklichkeit selbst im Einzelfall ganz anders aussehen mag:

The moment when one takes up a pen and begins to write stands at the point of intersection of a number of different mental and physical activities. Some of these are ended as soon as the writing begins, others are

continued as the writing proceeds, while some, obviously, begin and end with the writing itself. (Britton 1957: 21).

(3) Das Bild vom Überlappen der verschiedenen Aktivitäten beim Schreiben ist nur teilweise zutreffend. Diese Aktivitäten wirken in einem Maße aufeinander ein, daß der Eindruck eines fast gleichzeitigen (simultanen) Zusammenwirkens aller am Schreibprozeß beteiligten Aktivitäten entstehen kann. Schreiben ist also ein im hohen Grade *i n t e r a k - t i v e r* Vorgang. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Es ist durchaus möglich, daß bereits ein erster Entwurf eines Textes entsteht, während sich das gedankliche Konzept erst allmählich entwickelt, so daß auch der entstehende Text auf die Ausbildung des gedanklichen Konzeptes Einfluß nehmen kann. Die Dynamik des Schreibprozesses, von der ich eben gesprochen habe, ist in starkem Maße durch die Interaktion der verschiedenen Aktivitäten bedingt.

(4) Daß Schreiben *i t e r a t i v* sei, meint, daß die einzelnen Aktivitäten wiederholt werden können. Der Schreiber kann etwa einen Plan entwickeln, dann ein Konzept ausarbeiten und anschließend erneut in Überlegungen zur Planbildung oder zur Entwicklung eines Konzeptes eintreten.

(5) Daß Schreiben *r e k u r s i v* sei, meint, daß ein und dieselbe Aktivität sich auf sich selbst beziehen kann. J. Hayes und L. Flower machen den Vorgang an einem Beispiel aus ihren Protokollen klar:

"In her first draft, Wendy wrote sentence 1 of the final draft and then followed it directly by sentence 7 of the final draft. When she was editing (a part of the writing process), Wendy decided that readers would have trouble with the transition between sentence 1 and 7. As a result she called on the whole writing process to insert a small essay inside her larger essay. The whole writing process then was used as a part of editing, and thus as a part of itself" (Hayes/Flower 1980b: 398).

(6) Schließlich ist es für die Beurteilung von Schreibprozessen wichtig zu wissen, daß grundsätzlich alle Aktivitäten, die an ihm beteiligt sind, mehr oder minder *r o u t i n i s i e r t* bzw. unter Umständen auch automatisiert werden können. Es gibt, wie Friedrich Kainz schreibt, "als Übungsergebnis (...) Prozeßabbreviaturen, so zwar, daß die Beanspruchung bestimmter Partialaktionsräume auf ein Minimum eingeschränkt werden kann" (Kainz 1956: 64). Solche Abbreviaturen treten vor allem bei allen Ausführungshandlungen, also in erster Linie bei den motorischen Aktivitäten, auf, sind aber keineswegs auf sie beschränkt.

Im folgenden werden die einzelnen Teile des Schreibprozesses für sich beschrieben. Damit der Leser die recht komplizierten Verhältnisse leichter überblicken und die einzelnen Schritte der Darstellung besser

verfolgen kann, werden die Ergebnisse der Überlegungen in einer Art Netzplan zusammengestellt und den Ausführungen vorangestellt (vgl. Fig. 5).

4. Zur motivationalen Basis

Von der Motivation, ihrer Art und Stärke, hängt das Zustandekommen, die Intensität und die Dauer des Schreibprozesses in einem hohen Maße ab. Die Bedeutung, die der Motivation für den Prozeß des Schreibens zukommt, kann also kaum überschätzt werden. Dennoch können wir hier nicht alle möglichen Motivationen berücksichtigen. Es gibt zu viele, und diese wiederum sind zu verschiedenartig. Wir beschränken uns im folgenden auf die Motivationen, die vom Akt des Schreibens selber ausgehen.

Ein kurzer Blick auf den (mündlichen) Dialog zeigt, daß die Bedingungen für die Bildung von Motivationen beim Schreiben grundsätzlich andere sind. Der Dialog ist eine spezifische Form menschlicher Interaktion. In einer solchen Interaktion geht es auch darum, das Wort zu ergreifen und zu behalten. Oft entsteht ein regelrechter Kampf um die Möglichkeit, sprechen zu können. Darüberhinaus muß derjenige, der das Wort gerade hat, auf Einwürfe oder Einwände seiner Partner parieren können oder sich durch Nachfragen und sog. "communication checks" vergewissern, ob sie seiner Rede noch folgen, ob sie verstehen, was er gesagt hat, oder überhaupt noch bereit sind, ihm zu folgen. Alles das gibt es beim Schreiben nicht, und kann es auch nicht geben. Es ist kein Partner da, auf den der Schreibende Rücksicht zu nehmen hätte. Er ist frei von dem Kommunikationsdruck, dem der Sprechende ausgesetzt ist. Motivationen zum Schreiben, die im Schreibakt selbst enthalten sind, können allenfalls von dem Schreibprodukt, dem entstehenden Text, ausgehen:

(1) Der Schreibende ist nicht so frei, wie er auf den ersten Blick erscheint. Wie der Sprechende in seinen Aussagen an die seiner Partner gebunden ist, so der Schreibende an seine eigenen Worte. Hat er einmal angefangen zu schreiben, so ist die Richtung, in der er weiter schreiben wird, bis zu einem gewissen Maße festgelegt. Je klarer die Richtung, umso größer der Ansporn, das Geschriebene zu vollenden. So ist die bekannte Tatsache zu erklären, daß Schreibabbrüche am Ende eines Textes seltener zu verzeichnen sind als zu Beginn. Das Motiv zu schreiben wird also umso stärker empfunden, je mehr sich der Text seiner Vollendung nähert.

(2) Das Geschriebene entsteht sozusagen unter den Augen des Schreibenden. Da es — anders als das Gesprochene — erhalten bleibt, kann der

Fig. 5: DER VERLAUF DES SCHREIBPROZESSES

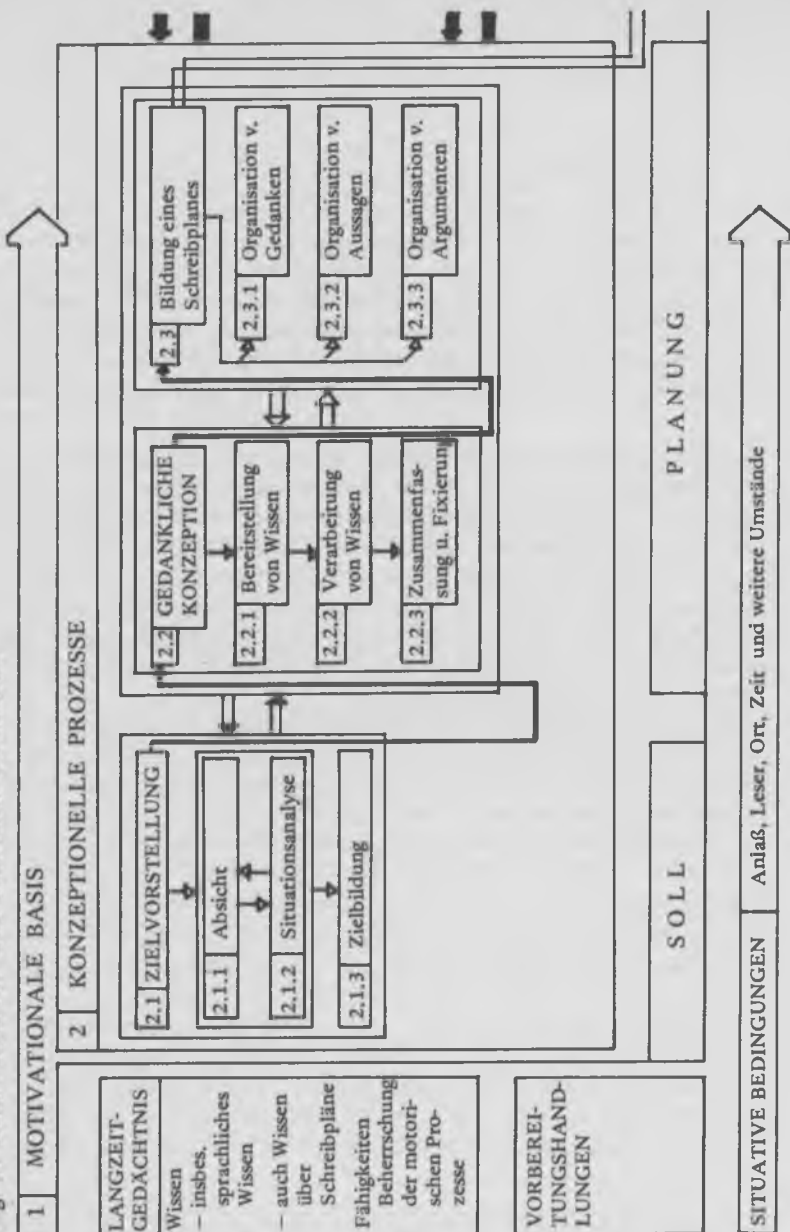


Fig. 5 (Forts.)

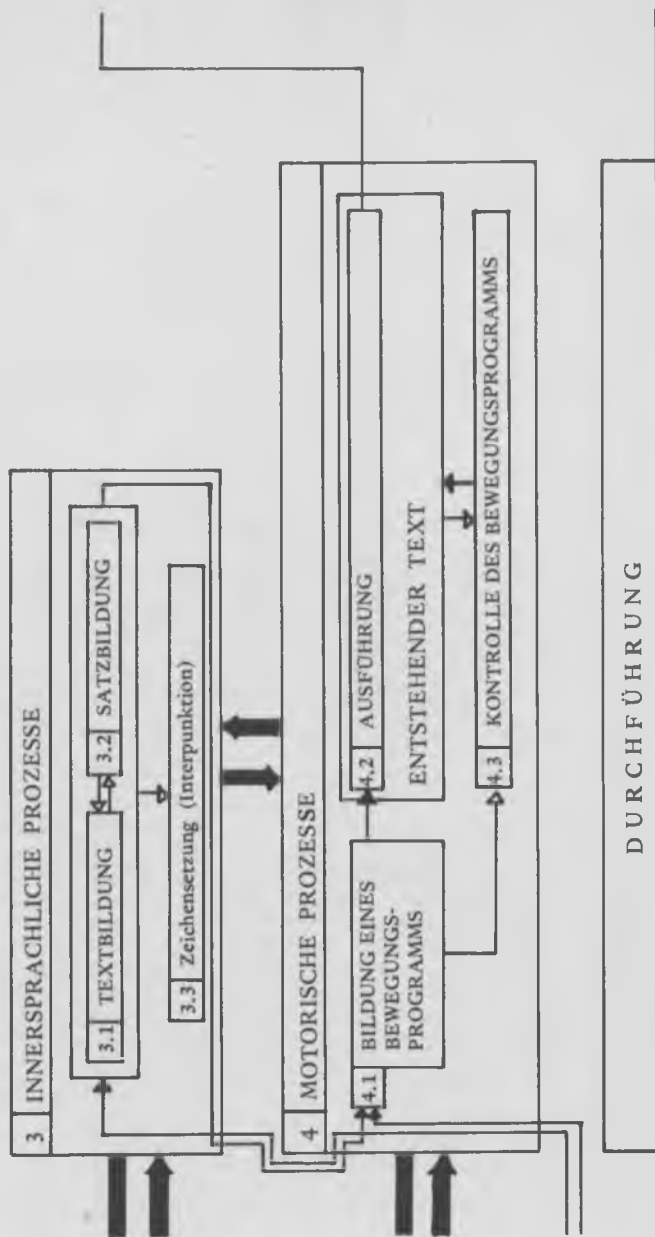
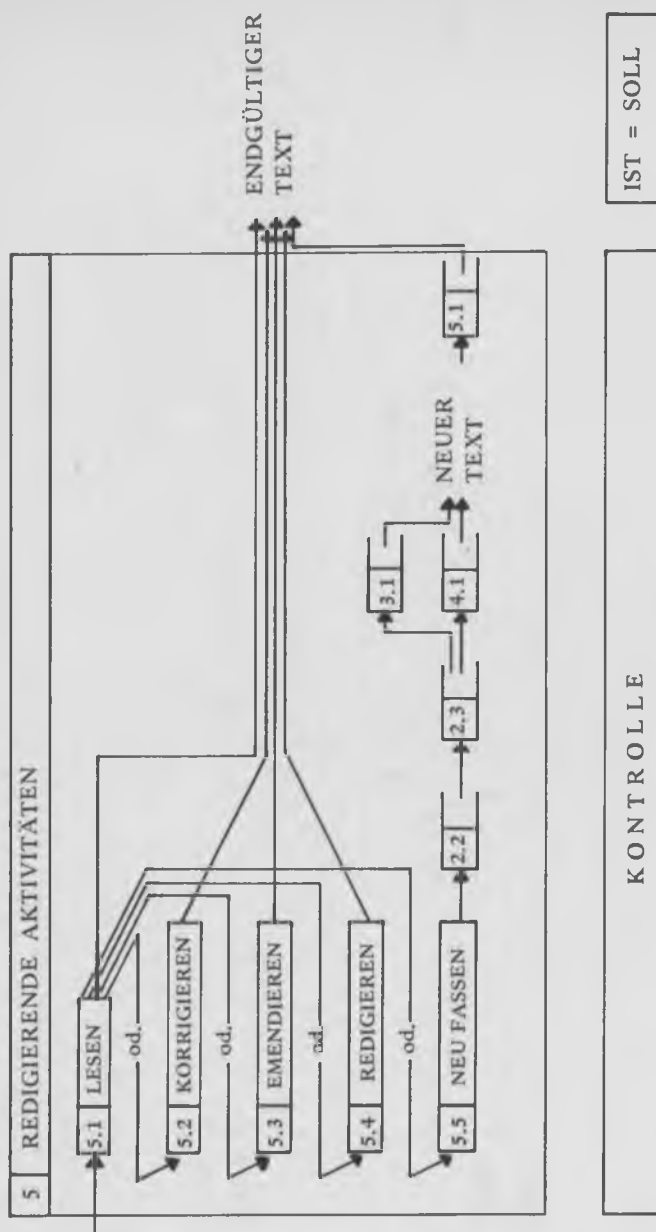


Fig. 5 (Forts.)



Schreibende den entstehenden Text betrachten, noch einmal durchlesen, verändern, verbessern oder gar umarbeiten – so lange, bis der Text die Form angenommen hat, die seinen Vorstellungen entspricht. Der Schreibende kann in einem viel größeren Maße, als dies einem Sprechenden möglich wäre, einen Text gestalten.

(3) Das stärkste Motiv zum Schreiben scheint mir aber von der Möglichkeit zur Vergegenständlichung auszugehen. Der Schreibende drückt seine Gefühle, Gedanken, Vorstellungen, Wünsche, Erinnerungen usw. aus. Das tut auch der Sprechende, zumindest kann er es tun. Was aber das Schreiben von dem Sprechen unterscheidet, ist die Tatsache, daß der Schreibende, indem er schreibend seine inneren Zustände nach außen bringt, für sie zugleich eine feste Form findet. Er vergegenständlicht sie und damit in einem gewissen Sinne auch sich selbst.

5. Die konzeptionellen Prozesse

5.1. Die Bildung einer Zielvorstellung

Vorstellungen über Absicht, Zweck und Ziel des Schreibens bestimmen, steuern und beeinflussen durchgehend den Schreibprozeß als ganzen. "There will be a high-level executive scheme directing the whole writing operation in keeping with certain purposes and constraints" (Bereiter 1980: 78). Schreiben ist also eine ausgesprochen zielgerichtete Tätigkeit. Mit der Bildung einer Zielvorstellung hebt der Schreibprozeß eigentlich erst an:

Typically, writers comment on their major goals early in the written session. For example, one writer who was asked to write about a woman's role for a hostile audience, said: "If an audience were hostile the worst thing to do would be to defend yourself – so I would try to humor them – to make them – uh – more sympathetic maybe...". A second writer assigned this same topic said: "I'm trying to decide whether ... I want to convince my audience of something specific about – uh – for instance the Equal Rights Amendment or whether something general about women should have the same rights as men...and I also need to decide if I want to actively convince my audience or simply state my point of view..." (...) A third writer said, "I'm not really trying to persuade these people of anything, I'm simply being descriptive... I'm saying this is the way the world is ..." (Hayes/Flower 1980b: 396).

An der Zielvorstellung orientiert sich der Schreibende während des gesamten Schreibprozesses. An ihr mißt er schließlich das Ergebnis. Hat er sein Ziel erreicht, wird er den Text akzeptieren, wenn nicht, ihn verwerfen und neu schreiben.

Die Bildung einer Zielvorstellung ist selbst ein komplexer Vorgang. Sie setzt sich zusammen

- (1) aus der Absicht, die der Schreibende mit seinem Schreiben verbindet,
- (2) der Prüfung der Bedingungen, die gegeben sein müssen, um seine Absicht verwirklichen zu können: der Situationsanalyse. Erst wenn festgestellt worden ist, daß eine Absicht verwirklicht werden kann, kommt es
- (3) zu einer Zielvorstellung.

(1) Die Absicht (I n t e n t i o n) gründet in der Motivation und führt diese unmittelbar fort. Sie ist diejenige Teilhandlung des Schreibens, an der der Wille des Schreibenden am stärksten beteiligt ist.

Die Absicht selbst kann auf verschiedenen Ebenen erfaßt werden. Schon die Absicht zu schreiben und nicht zu sprechen oder gar zu schweigen ist eine Absicht. Die Absicht kann sich auch auf das Werkzeug oder das Schreibmaterial richten. Wenn wir von einer Absicht zu schreiben sprechen, dann meinen wir aber in der Regel den Zweck, den wir mit dem Schreiben verbinden. An anderer Stelle habe ich versucht, aus den Bedingungen schriftlicher Kommunikation diejenigen Zwecke (ich spreche dort von "Funktionen") abzuleiten, die für das Schreiben typisch zu sein scheinen (Ludwig 1980: 85 ff.). Zwecke, die für das Schreiben charakteristisch zu sein scheinen, sind die folgenden:

- um sich von einem inneren Zustand frei oder sich ihn allererst zueigen zu machen
- um sich einen Sachverhalt klar oder bewußt zu machen
- um ein Problem zu lösen
- um mit sich selbst in Kontakt zu treten
- um Formulierungen zu finden
- um eine umfangreichere sprachliche Äußerung zu konzipieren
- um einen Gedanken oder einen Sachverhalt zu fixieren, festzuhalten, damit er nicht vergessen wird.

Das sind lauter Verwendungsweisen des Schreibens, die keine kommunikativen Zwecke verfolgen. Daneben gibt es natürlich auch ausgesprochen kommunikative Zwecke:

- um Wissen an andere Personen weiterzugeben
- um durch das Geschriebene auf andere Personen Einfluß zu nehmen, sie in ihren Gedanken oder in ihrem Verhalten zu steuern.

In der wissenschaftlichen Diskussion standen zumeist die kommunikativen Absichten im Vordergrund.

(2) Die Überprüfung der Situation ist nicht auf die Frage nach den äußeren Voraussetzungen des Schreibens zu beziehen, etwa auf die Frage, ob Papier zur Hand ist, ein Schreibgerät vorhanden, ob die Schreibmaschine funktioniert, die Post noch geöffnet ist usw. Auch sind nicht so sehr die im eigentlichen Sinne situativen Bedingungen des Schreibens gemeint. Die Schreibsituation an sich ist in der Regel recht uninteressant. Der Schreibende zieht sich zurück, konzentriert sich ganz auf den Akt des Schreibens und schirmt sich, so weit das irgend möglich ist, ab gegen alle Einflüsse, die ihn stören können. Der Ort, an dem er schreibt, die Zeit, zu der er schreibt, Aktivitäten anderer Personen, alles dies spielt beim Prozeß des Schreibens kaum eine Rolle. So könnte man denken, daß dem Schreibenden im Grunde nichts im Wege stände, seine Absichten unmittelbar zu Zielen seines Schreibens zu machen.

Es gibt jedoch eine Größe, die – zumindest bei dem kommunikativ bestimmten Schreiben (s. oben) – von einem mehr oder minder großen Einfluß auf den Schreibvorgang sein kann: der Leser. Zwar wird in der Literatur immer wieder betont, daß ein Partner, auf den der Schreiber Rücksicht zu nehmen hätte, beim Schreiben nicht vorhanden sei. Schreiben sei eine "Kommunikation ohne Partner" (z.B. Grimminger 1973: 1). Das ist in einem oberflächlichen Sinne auch zutreffend. Doch wäre es falsch, daraus zu schließen, daß der (potentielle) Leser ohne Einfluß auf den Schreibvorgang sei:

Writing may be looked upon as soliloquizing monologue. This way of looking at it seems reasonable enough. The "others" are not there, they cannot interrupt, and who they are and what they are do not make themselves insistently felt at every turn. The writer needs not retract, concede, bluff, cajole, placate, counterattack, deny, nor acknowledge directions and fancies which are not his own. Writing, then, appears to emancipate the writer not only from the fragmentation or disruption of his discourse by the intrusion of others but also from the acknowledgement of the fact that he must accommodate to the needs of others.

Yet while we may perceive some truth in all this, we also know it to be an absurdly inadequate description of what writers do – indeed must do. In spite of the fact that a writer is physically isolated from his audience, the fact of writing inserts itself into a network of social relationships which will make him say this rather than that – in this way rather than that – or perhaps suppress this and add that. An invisible audience will exert some degree of control on his writing, impelling him towards choices along every dimension of language (Britton u.a. 1977: 58 f.).

(3) Aus dem Zusammenspiel zwischen der Absicht, die ein Schreiber verfolgt, und den Rücksichten, die er eventuell zu nehmen hat, ergibt sich die Bildung eines Schreibzieles. Das geschieht grundsätzlich anders als beim Sprechen. Sprechen ist primär eine Inter-

aktion, zumal wenn es sich um ein Gespräch handelt. Ein Ziel bildet sich, falls überhaupt, aus den verschiedenen Absichten der einzelnen Redeteilnehmer. Diese können auch während des Dialoges das Ziel verändern. Auch der Schreibende wird auf seine Leser Rücksicht nehmen. Es kann auch der Fall eintreten, daß er seine eigene Meinung bis zur Unkenntlichkeit der Meinung seiner Leser anpaßt. Doch er braucht es nicht zu tun. Es gibt niemanden, der ihn dazu zwingt. Er ist grundsätzlich frei, das Ziel seiner Schreibtätigkeit selbst zu bestimmen: "er ist mehr 'bei sich', als beim anderen" (Boettcher 1982: 6). Schreiben ist eine interaktionslose und darum individuelle Handlung. Der Schreibende reagiert nicht, sondern er agiert. Das heißt natürlich nicht, daß nicht auch er während des Schreibvorganges sein Ziel verändern könnte. Aber dann ist es seine höchst persönliche Entscheidung.

5.2. Die inhaltliche Konzeption

Nach der Logik des Schreibens folgt auf die Zielbildung die Entwicklung einer inhaltlichen Konzeption. Das muß aber nicht immer so sein. Auf eine Ausnahme komme ich im nächsten Abschnitt zurück (vgl. 5.3.).

Die Entwicklung einer inhaltlichen Konzeption scheint aus drei verschiedenen Aktivitäten zu bestehen:

- (1) der Bereitstellung von Wissen,
- (2) der gedanklichen Verarbeitung des Wissens und
- (3) der Zusammenfassung der Ergebnisse und ihrer Fixierung.

Die **Bereitstellung von Wissen**, über das geschrieben werden kann, kann grundsätzlich auf zwei Weisen erfolgen. Verfügt der Schreiber über geeignetes Wissen (Erfahrungen, Erkenntnisse, Einsichten, Ansichten usw.), dann kommt es darauf an, dieses Wissen aus seinem Langzeitgedächtnis hervorzurufen und zu aktualisieren. Verfügt er nicht in seinem Langzeitgedächtnis über das notwendige Wissen, so muß er es sich verschaffen: durch neue Erfahrungen, durch Lektüre von Artikeln und Büchern, dadurch daß er andere Menschen danach fragt, durch Experimente usw. In beiden Fällen bedeutet die Bereitstellung von Wissen immer die Aktualisierung von Wissen, das entweder lang- oder nur kurzfristig zum Zwecke der Verarbeitung im Gedächtnis gespeichert worden ist.

Das Wissen an sich reicht nicht aus, um niedergeschrieben werden zu können. Es bedarf zunächst der **gedanklichen Verarbeitung**. Wie diese erfolgt, ist noch ziemlich unklar. Es gibt Psychologen, die eine Art von innerem Dialog annehmen, einen Dialog, der den Dialog zwischen Menschen abbildet und wohl auch genetisch aus diesem

entstanden ist, sich aber dadurch von ihm unterscheidet, daß er ohne Partner und ohne Worte sozusagen im Kopf des Schreibenden vorgenommen wird (vgl. Abschnitt 6.1.). Vielleicht kann man sich den Prozeß der gedanklichen Verarbeitung so vorstellen, daß viele Formen, die ein Dialog zwischen Menschen charakterisieren, auch für den inneren Monolog bestimmend sind:

- die Elemente des Wissens, die im Hinblick auf das Schreibziel von Interesse sein könnten, werden zusammengestellt,
- miteinander verglichen,
- aus ihnen Argumente gewonnen,
- aus diesen wiederum Schlüsse gezogen,
- verbessert usw.

Wie auch immer der Prozeß der gedanklichen Verarbeitung verläuft, es ist anzunehmen, daß es sich um ein überaus dynamisches Geschehen handelt.

Zu der inhaltlichen Konzeption gehört schließlich die Feststellung, Zusammenstellung und Fixierung der Ergebnisse. Es genügt nicht, daß relevantes Wissen bereitgestellt und verarbeitet wird, es muß auch so festgehalten werden, daß es dann als Grundlage für den weiteren Verlauf des Schreibprozesses dienen kann. Die Fixierung der Ergebnisse scheint in "semantischen Komplexen" zu erfolgen, die noch keine Wortbedeutungen darstellen, also nicht Sprache sind, wohl aber eine Grundlage bilden, auf der sich Wortbedeutungen entwickeln können. Damit werden bereits Fragen berührt, die im Zusammenhang mit den sprachlichen Aspekten des Schreibens behandelt werden sollen (vgl. Abschnitt 6.1.).

Was bisher über die Entwicklung eines inhaltlichen Konzeptes gesagt worden ist, dürfte kaum nur für das Schreiben charakteristisch sein. Grundsätzlich wird es auch für das Sprechen gelten können. Es bleibt also die Frage, was an ihnen spezifisch für das Schreiben sein könnte. In einer kleinen Schrift aus dem Jahre 1784 werden einige Überlegungen angestellt, die hier hilfreich sein können. Der Verfasser wundert sich, daß "mancher schlecht (schreibt), der gut spricht" (Villaume 1784: 4) und daß Kinder allgemein Schwierigkeiten mit dem Schreiben haben. Er erklärt sie aus den Bedingungen, die beim Schreiben gegeben sind, insbesondere mit einer anderen Art zu denken.

Sprechen zeichne sich durch seine Flüchtigkeit aus, eine Feststellung, die kaum bestritten werden kann. Wichtig ist aber die Folgerung, die der Verfasser für das mit dem Sprechen verbundene Denken zieht.

Wenn sich das Denken beim Sprechen zugleich mit diesem entwickle, dann müsse es genau so flüchtig wie dieses sein. Der Sprechende könne sich einen Gedanken nur so lange vor Augen halten, wie er brauche, um ihn in Worte zu fassen. Also sei nicht nur das Sprechen, sondern auch das Denken, das an es gebunden ist, durch seine Flüchtigkeit gekennzeichnet. – Auch der schriftliche Ausdruck von Gedanken setze voraus, daß man sich einen Gedanken nur so lange vor Augen halten könne, wie der Schreibakt währt. Verglichen mit dem Sprechakt, währe dieser aber viel länger, so daß für die Entwicklung eines Gedankens viel mehr Zeit zur Verfügung stehe. Das habe Konsequenzen für die Bildung der Gedanken. Die zur Verfügung stehende Zeit gebe dem Schreibenden die Möglichkeit, einen Gedanken als ganzen und in seinen Teilen zu entfalten. Sie zwingt ihn aber gleichzeitig, den gedanklichen Zusammenhang für eine relativ lange Zeitspanne in seinem Gedächtnis zu behalten. Die zeitlichen Bedingungen, unter denen geschrieben wird, erforderten also auf der einen Seite eine größere Leistung des Gedächtnisses, auf der anderen Seite ermöglichten sie eine gedankliche Explikation, die normalerweise beim Sprechen nicht erreicht werden kann.

Man wird aus solchen Überlegungen kaum den Schluß ziehen dürfen, daß das Denken beim Schreiben ein grundsätzlich anderes sei als beim Sprechen, auch wenn es psychologische, ethnologische und historische Arbeiten gibt, in denen eine solche Annahme vertreten wird (vgl. Scribner/Cole 1981: 73 f.). Wohl aber erlauben sie eine modifizierte Version dieser Annahme: Nicht die Struktur des Denkens ändert sich beim Schreiben, sondern die Art und Weise seines Vorgehens, seine Strategie (vgl. Cook-Gumperz/Gumperz 1981: 92 f.).

5.3. Der Schreibplan

Man hat den Schreibplan als "die Idee von einem Text" bezeichnet (Sitta 1982: 14). Es handelt sich um die Entwicklung von Vorstellungen davon, was in dem späteren Text zu stehen hat, wie die einzelnen Gedanken aufeinander folgen sollen, an welcher Stelle die Darstellung einsetzen und an welcher sie enden kann.

Der Schreibplan ist noch nicht der Text, auch nicht eine verkürzte Fassung des Textes: "Textplanung besteht einerseits in der Organisation von Gedanken, Aussagen, Argumenten in einer Form – und meistens auch in einer Kürze –, die vieles offen läßt, was der Text nachher zwingend erfordert: ausgeführte Darstellung der Gedanken, syntaktischer Zusammenhang, partnerbezogene sprachliche Gestaltung" (Portmann 1982: 48). Andererseits enthält der Schreibplan Elemente, "die so im Text gar nicht vorkommen können, sondern durch adäquate Wahl

sprachlicher Mittel realisiert werden müssen": etwa "explizite oder implizite Schreibanweisungen ("Diesen Abschnitt muß ich hart und aggressiv formulieren")" (Portmann 1982: 48; vgl. auch 6.1.).

Schreibpläne können v o r g e g e b e n sein. Einige von ihnen gehören zum Standardwissen eines gebildeten Sprachteilnehmers. Wir wissen, wie wir einen Brief zu schreiben, einen Lebenslauf zu verfassen, einen Bericht zu geben oder ein Beileidsschreiben aufzusetzen haben. Solche konventionellen Schreibpläne sind in unserem Langzeitgedächtnis gespeichert und können jederzeit abgerufen werden. Man spricht in jüngster Zeit gerne von "Textsorten", meint aber im Grunde konventionelle Schreibpläne: "Textsorten, verstanden als 'sozial genormte, komplexe Handlungsschemata', sind Regeln für komplexe sprachliche Handlungen, die es uns erlauben, nach vorgeprägten Mustern zu handeln, und uns damit der Mühe entheben, in jedem Einzelfall überlegen zu müssen, wie wir die beabsichtigte Handlung ausführen können" (Püschel 1982: 28). Wenn ein Schreibplan von einem Schreiber gewählt wird, der vorgegeben ist, gibt es keine Notwendigkeit anzunehmen, daß dem Schreibplan im Ablauf des Schreibprozesses die inhaltliche Konzeption vorausgehen müsse. Der Schreibplan kann dann unmittelbar auf die Bildung einer Zielvorstellung folgen (vgl. 5.2.).

Steht kein konventioneller Schreibplan zur Verfügung oder verzichtet der Schreiber darauf, einen solchen zu verwenden, so hat er selbst einen Plan z u e n t w e r f e n , sofern er nicht einfach ziellos drauflos schreiben will. Grundlage einer Planbildung ist das Ziel, das sich der Schreibende gesteckt hat. Aus ihm leitet er den Plan ab, und an ihm orientiert sich jeder einzelne Schritt seines Vorgehens. Insofern ist es gerechtfertigt anzunehmen, daß der Planung einer Schreibhandlung grundsätzlich die Bildung eines Zieles vorausgehen muß. Die Entwicklung des Planes selbst aber erfolgt unter verschiedenen anderen Hinsichten. Der Schreibende wird noch einmal die beiden Momente, die für die Zielbildung bedeutsam waren, zu berücksichtigen haben: seine eigenen Absichten und die Vorstellungen, die er von den Erwartungen, dem Wissensstand und der Persönlichkeit seiner Leser hat. Bei expositorischen Texten spielt die logische Abfolge der Gedanken eine ausschlaggebende Rolle, bei berichtenden die Abfolge der Ereignisse, bei Beschreibungen u.U. die Anordnung der Dinge im Raum. Insofern die Planbildung Wissen und Kenntnisse voraussetzt, ist es richtig anzunehmen, daß sie erst im Anschluß an das inhaltliche Konzept vorgenommen werden kann.

Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Strategie der Planung in concreto von einem Schreiber zum

anderen recht unterschiedlich sein kann. John Hayes und Linda Flower glauben, aufgrund ihrer Protokollanalysen zumindest zwei Prinzipien der Planung feststellen zu können. Die Planung kann sequentiell ("temporally") oder "hierarchisch" erfolgen (oder beides zugleich). Sequentiell ist eine Planung, wenn sich der Schreibende vornimmt, erst A, dann B, dann C usw. niederzuschreiben. Ein solches Vorgehen entspricht dem, was in der Rhetorik des 19. Jahrhunderts als "partitio" bezeichnet wird. Hierarchisch ist die Planung, wenn er sich vornimmt, unter Punkt A erst a, dann b, dann c usw. auszuführen. Ein solches Verfahren nannte man früher eine "divisio". Für die Analyse und die Beurteilung von Planungen beim Schreiben dürfte die Berücksichtigung der jeweiligen Strategie, nach der der Schreiber vorgegangen ist, nicht unwichtig sein.

6. Die innersprachlichen Prozesse

Nirgends wird deutlicher, wie sehr die verschiedenen am Prozeß des Schreibens beteiligten Aktivitäten miteinander verwoben sind, als bei den im eigentlichen Sinne sprachlichen. Nirgends sind auch die Schwierigkeiten, sie überhaupt zu erfassen, geschweige denn zu beschreiben, so groß. Die folgenden Ausführungen können nur als ein erster Versuch betrachtet werden, etwas Klarheit in die komplizierten Verhältnisse zu bringen. Ein gerüttelt Maß an Spekulation ist dabei zur Zeit unvermeidlich.

6.1. Sprachliche Anteile der konzeptionellen Aktivitäten

Die sprachlichen Aktivitäten setzen nicht erst ein, wenn die konzeptionellen abgeschlossen sind. Schon mit diesen sind, wenn man namhaften Psychologen Glauben schenken darf, erste innere Verbalisierungen verbunden:

In psychology, the term "inner speech" usually signifies soundless, mental speech, arising at the instant we think about something, plan or solve problems in our mind, recall books read or conversations heard, read and write silently. In all such instances, we think and remember with the aid of words which we articulate to ourselves. Inner speech is nothing but speech to oneself, or concealed verbalization, which is instrumental in the logical processing of sensory data, in their realization and comprehension within the definite system of concepts and judgements (Sokolov 1972: 1).

Wenn man also die sprachlichen Operationen beschreiben will, die mit dem Prozeß des Schreibens verbunden sind, dann muß man mit den sprachlichen Anteilen beginnen, die bereits den konzeptionellen Operationen zueigen sind.

Wir haben gesehen, daß die konzeptionellen Operationen beim Schreiben nicht einheitlich sind. Also werden es auch kaum die sprachlichen sein. Bei den konzeptionellen Operationen wurden unterschieden: die Zielsetzung (Absicht), die gedankliche Verarbeitung vorgegebenen Wissens und gewisse Planungsaktivitäten. Folglich ist anzunehmen, daß die Form der jeweils diesen Aktivitäten zuzuordnenden sprachlichen Prozesse ebenfalls unterschiedlich ist. Eine solche Annahme wird durch gelegentliche Hinweise in der psychologischen Literatur bestätigt.

Die Operationen, die mit der Bildung eines Schreibzieles verbunden sind, scheinen die Form von Instruktionen zu haben. In ihrem bekannten Buch "Strategien des Handelns" schreiben Miller, Galanter und Pribram (1960/1973: 102): "Die innere Sprache ist das Material, aus dem unser Wille gemacht ist. Wenn wir etwas tun wollen, stellen wir uns vor, wie wir es tun werden; wir wiederholen im stillen unsere mündlichen Befehle, während wir uns auf die Aufgaben konzentrieren". Oder an anderer Stelle: "Was wir die 'Willensanstrengung' nennen, scheint im großen und ganzen eine Art von emphatischer innerer Sprache zu sein. (...) Wenn wir eine besondere Anstrengung machen, wird die innere Sprache lauter und beherrschender. Dieses innere Rufen ist kein Epiphänomen ohne Bezug zur Anstrengung" (71).

John Hayes und Linda Flower führen aus ihren Protokollanalysen einige Beispiele für Äußerungen an, die aus der Bildung eines Schreibplanes erwachsen sind:

Now I think it's time to go back and read over the material and elaborate on its organization.

Now this isn't the overall organization, this is just the organization of a subpart.

I can imagine the possibility of an alternate plan ...

But let's build on this plan and see what happens with it (Hayes/Flower 1980a: 22).

Diese Beispiele haben den Nachteil, daß es sich eigentlich nicht mehr um innere Sprache handelt. Sie sind während des Schreibvorganges von den Versuchspersonen geäußert worden, also im strengen Sinne gesprochene Sprache. Vielleicht sind die Notizen, die Schreibende sich beim Schreiben machen, anders zu beurteilen, obwohl es sich auch bei ihnen nicht um innere Sprache handeln kann. John Hayes und Linda Flower haben verschiedene Arten von Zeichen feststellen können, die sich ohne Ausnahme durch Kürze auszeichnen:

Notes generated by the organizing process (so bei J. Hayes und L. Flower die Bezeichnung für die Planungsprozesse) often have an organizational form, that is, they are systematically indented, or numbered, or alphabetized, or possibly all of these. This organizational form will be used later to identify occurrences of the organizing process (Hayes/Flower 1980a: 15).

Solche Beobachtungen geben gewiß noch kein genaues Bild von der sprachlichen Form der inneren Sprache bei der Bildung von Schreibplänen. Doch lassen sie zumindest die Annahme zu, daß sich ihre sprachliche Form von der bei der Zielbildung deutlich unterscheidet. Das gilt auch für die im eigentlichen Sinne konzeptionellen Operationen.

A.N. Sokolov, der die umfangreichen Ergebnisse der sowjetischen Forschung auf dem Gebiet der inneren Sprache zusammengefaßt hat (Sokolov 1972), geht ausdrücklich von der Hypothese aus, daß die innere Sprache nicht einheitlich sei. Seine Ausführungen lassen sich ohne weiteres auf die kognitiven Operationen beziehen, die wir beim Schreiben ansetzen müssen:

In our analysis of inner speech we have always departed from two of its forms or stages: unfolded (inner talking) and abbreviated (operating with allusions to words) (Sokolov 1972: 121).

Die "entfaltete" oder "entwickelte" Form der inneren Sprache ist – nach Sokolov – das, was Plato das Gespräch der Seele mit sich selbst genannt hat: also ein inneres Argumentieren mit sich selbst. Wenn wir diese Form der inneren Sprache auf die Operationen beziehen, durch die vorgegebenes Wissen gedanklich verarbeitet wird, dann wird man sie am ehesten den Operationen zuordnen können, durch die das Wissen analysiert, geprüft und synthetisiert wird. Auf der Grundlage dieses inneren Gespräches mit sich selbst könnte sich dann das bilden, was A.N. Sokolov die "abgekürzte" oder "reduzierte" Form der inneren Sprache nennt: der Versuch, die Ergebnisse der gedanklichen Operationen zu fixieren, um dann später im Schreibakt über sie verfügen zu können.

In connection with this we attempted to demonstrate (...) that the abbreviated form of inner speech (thinking in allusions to words) arises only on the basis of preceding thoughts consisting in verbal reasoning. (...) While engaged in thought, we constantly pass from thinking-reasoning to thinking in allusions to words (Sokolov 1972: 121).

A.N. Sokolov hebt hervor, daß es sich bei dieser verkürzten Form der inneren Sprache noch nicht um Wortbedeutungen im eigentlichen Sinne handelt, sondern lediglich um Andeutungen, Anspielungen oder "semantische Komplexe":

The abbreviated character of verbal expression results in an ever increasing condensation of sense into a single word or, even, hint at a word; inner speech thus begins to represent the highest synthesis of individual word meanings; it turns into a language of semantic complexes (Sokolov 1972: 122).

Für die Konstitution des Schreibprozesses sind die verschiedenen inner-sprachlichen Aktivitäten — nicht anders als ihre kognitiven Korrelate — von unterschiedlicher Bedeutung. Instruktionen, die der Schreibende sich selber gibt, kurze Notizen, durch die der Schreibvorgang geordnet werden soll, beziehen sich auf den Ablauf des Schreibprozesses und sollen diesen regeln. Haben sie diese Aufgabe erfüllt, dann sind sie meist bedeutungslos geworden. In dem entstehenden Text schlagen sie sich kaum noch nieder, allenfalls in den Gliederungssignalen, die dem Schreiber zur Verfügung stehen. In der Regel gehen sie aber während des Schreibprozesses verloren. Die Ergebnisse der kognitiven Operationen dagegen, von denen wir annehmen, daß sie sich in semantischen Komplexen organisieren, haben eine Bedeutung nicht so sehr für den Prozeß der Produktion eines Textes, sondern für diesen selbst: sie sind dessen Basis. Darum müssen sie erhalten bleiben.

6.2. Von der Idee zur Textbasis

Wenn man den Psychologen folgt, dann zeichnen sich die semantischen Komplexe durch folgende Eigenschaften aus (vgl. auch Wygotski 1934/1969):

- (1) Ihre Bedeutung ist eine private: nur für denjenigen verständlich, der sie gebildet hat. Darum wird in der sowjetischen Psychologie nicht von "Bedeutung", sondern von "Sinn" gesprochen.
- (2) Sie sind ad hoc gebildet und darum wenig stabil.
- (3) Sie weisen einen fragmentarischen Charakter auf. Denn der Sinn besteht oft nur aus einem Hinweis, einer Anspielung, also dem Fragment eines Gedankens oder einer Vorstellung.
- (4) In der Regel sind es Prädikate. Der Denkende weiß, worüber er sich Gedanken macht. Was ihn interessiert, sind die Aussagen, die man über sie machen kann, die Prädikationen. Auf der ideellen Ebene, die wir beschreiben, implizieren die Prädikate gewissermaßen ihre Argumente.
- (5) Die semantischen Komplexe sind holistische Gebilde. Eine Vorstellung oder ein Gedanke geht in sie als ganzer ein und wird durch sie simultan repräsentiert. Daher ihr dynamischer Charakter.

Diese strukturellen Eigenschaften lassen sich ohne weiteres aus der Aufgabe (Funktion) der inneren Sprache bei der Bildung von Gedanken ab-

leiten. Aufgabe der sprachlichen Anteile beim Denken ist – nach A.N. Sokolov – “hauptsächlich ein Träger für Gedanken” (chiefly a vehicle for thoughts) zu sein (Sokolov 1972: 66). Wenn sich die Aufgabe der Sprache ändert, wenn sie nicht mehr nur Träger von Gedanken während des Vorganges ihrer Bildung ist, sondern als Basis für einen Text dienen soll, dann muß sich auch die Struktur der inneren Sprache ändern. Wir haben also mit einer Umstrukturierung bereits der inneren Sprache zu rechnen:

(1) Der Übergang von einer Hilfsfunktion bei der Bildung von Gedanken zur Begründung eines Textes bedeutet einen ersten Schritt von den privaten Bedeutungen, den semantischen Komplexen, hin zu sozialen Bedeutungen. Es werden nun solche Bedeutungen erforderlich, die nicht nur dem Schreibenden verständlich sind. Aus den semantischen Komplexen werden Wortbedeutungen. Zumindest müssen die privaten Bedeutungen ihnen angenähert werden.

(2) Die Möglichkeit, Bedeutungen dann noch ad hoc zu bilden, ist zwar grundsätzlich nicht ausgeschlossen, aber doch nur noch in einem sehr beschränkten Rahmen möglich. Es dominieren die konventionellen Bedeutungen, und diese sind durchaus stabil.

(3) Die mehr oder minder fragmentarische Repräsentation einer Idee dürfte ebenfalls für eine Textgrundlage kaum ausreichen. Wieweit jedoch der fragmentarische Charakter der ersten Fixierungen aufgegeben werden muß, hängt in starkem Maße von den jeweils vorliegenden kommunikativen Bedingungen ab. Es gibt Situationen, die ein Höchstmaß an Explizitheit erfordern, andere tun dies nicht. Entsprechend explizit oder implizit wird auch die Form der inneren Äußerung sein.

(4) Explizitheit der Textbasis heißt, daß die semantischen Fixierungen ihre holistische Form aufgeben. Eine Idee präsentiert sich als ganze und zugleich, ein Text jedoch ist durch die Sukzession seiner Teile bestimmt. Also bedeutet die Überführung einer Idee in die Form eines Textes, daß zunächst einmal aus einer simultanen Ordnung eine sukzessive wird.

(5) Aber nicht nur der Text als ganzer bedarf einer Begründung, sondern auch seine einzelnen Teile, die Sätze. Ein Prädikat alleine macht noch keinen Satz aus. Die Argumente, von denen wir annehmen, daß sie den Prädikaten implizit waren, müssen nun expliziert und an die Prädikate gebunden werden.

6.3. Die Textbasis für einen schriftlichen Text

Text- und Satzbasis in einem abstrakten Sinne sind Bedingungen für die Produktion sowohl von schriftlichen als auch von mündlichen Texten, also für Schreiben wie für Sprechen. Es stellt sich darum die Frage, wann diese beiden Modi des Sprachgebrauchs auseinander treten. Ich nehme an, spätestens von dem Zeitpunkt an, von dem ab sich der Einfluß kommunikativer Faktoren auf die sprachlichen Prozesse bemerkbar macht, d.h. bei der Transformation der Basisstrukturen in Äußerungsstrukturen oder – in einer gewissen Terminologie – der Basisstrukturen in Oberflächenstrukturen.

Von kommunikativen Faktoren hängt bereits die Textbildung ab. Man hat gesagt, daß schriftliche Texte immer explizit seien: "Alles muß darin bis zu Ende gesagt werden" (Wygotski 1969: 228). Diese Worte sind vielfach wiederholt worden. Dennoch haben sie keine grundsätzliche Gültigkeit. In vielen Fällen wird man wohl eine Tendenz annehmen dürfen, die von dem impliziten Gebrauch der inneren Sprache zu immer größerer Explizitheit führt, da dem Leser weniger Verständnishilfen zur Verfügung stehen als dem Zuhörer. Es gibt aber auch Fälle, in denen Explizitheit von Texten überflüssig wäre und auch nicht erwartet wird. Ein alltägliches Beispiel sind Notizen, die wir uns machen. Ob ein zu schreibender Text explizit angelegt wird oder nicht, das hängt also jeweils von den Umständen, von der Absicht des Schreibenden, den Erwartungen der Leser und vor allem von den Zwecken ab, die man mit einem solchen Text erreichen will.

Bis zu einem gewissen Grade gilt dies auch für die einzelnen Äußerungen eines Textes. In verschiedenen statistischen Untersuchungen ist festgestellt worden, daß die Sätze in schriftlichen Texten länger und in der Regel auch stärker untergliedert sind (vgl. etwa Leska 1965). Eine solche Beobachtung wird zutreffend sein. Zumindest ist sie plausibel, da die Bedingungen, die beim Schreiben vorliegen, für die Satzplanung günstiger als beim Sprechen sind. Das heißt aber nicht, daß die Sätze in schriftlichen Texten grundsätzlich anders sein müssen als in gesprochenen. Auch hier hängt es von den kommunikativen Bedingungen ab, wie jeweils die Satzbildung erfolgt. Da diese allerdings andere als beim Sprechen sind, wird also auch mit einer Differenzierung zwischen Sprechen und Schreiben bereits auf der Satzebene zu rechnen sein.

Auf der Wortebene (in der Wortwahl, der Wortbildung, der Morphologie und der Schreibung) gibt es einige Konventionen, die ein Schreiber zu beachten hat, auch wenn sie einmal mehr, einmal weniger verpflichtenden Charakter haben. Einige Wörter werden nur in der geschriebenen

Sprache, andere nur in der gesprochenen gebraucht. *Kriegen* zum Beispiel wird eigentlich nur in der gesprochenen Sprache verwendet, *erhalten* eher in der geschriebenen. Auch in der Wortbildung gibt es einige Formen, die nur beim Schreiben verwendet werden: viele Abkürzungen z.B., komplexere Nominalkonstruktionen usw. In der Morphologie erweist sich die geschriebene Sprache als sehr viel konservativer als die gesprochene: im Französischen hat sich das *Passé simple* erhalten, im Deutschen der Konjunktiv, bestimmte Partizipialkonstruktionen usw. Im Süddeutschen, in dem das Perfekt weitgehend das Präteritum verdrängt hat, ist dieses in schriftlichen Texten durchweg erhalten geblieben. In der Schreibung der Wörter, vor allem immer dann, wenn sie normiert worden ist, ist die geschriebene Sprache oft recht eigene Wege gegangen – so sehr, daß man manchmal die Orthographie für die geschriebene Sprache selbst gehalten hat.

Die sprachlichen Handlungen, die beim Schreiben auszuführen sind, werden in dieser Skizze kaum alle erfaßt sein. Eine sei zum Schluß noch angeführt, bei der die Rücksichtnahme auf den Leser grundsätzlich dominiert: die Zeichensetzung, die Interpunktion. Ihr Sinn besteht ausschließlich in der Aufgabe, dem Leser das Verständnis eines Textes zu erleichtern, zuweilen auch allererst zu ermöglichen. Auch wenn sie oft erst im Zusammenhang mit Textkorrekturen vorgenommen wird, gehört sie der Sache nach noch zu den sprachlichen Aktivitäten des Schreibenden.

7. Die motorischen Prozesse

Dank der modernen Hirnchirurgie sind wir über die motorischen Prozesse, auch über die Motorik des Schreibens, einigermaßen gut unterrichtet (vgl. zum folgenden Walesch Ms.).

An den Schreibbewegungen der Hand sind über dreißig Muskeln beteiligt, deren Aktivitäten weitgehend in den Bereich der Feinmotorik gehören. Diese Muskeln müssen gesteuert, aufeinander abgestimmt und miteinander koordiniert werden. Man hat sich den Vorgang so vorzustellen, daß zunächst ein motorisches Schreibprogramm erstellt, aufgrund dieses Programmes dann eine entsprechende Schreibaktivität erzeugt und schließlich die Ausführung vor dem Hintergrund des Programmes kontrolliert wird.

“Das Zustandekommen der Schreibbewegung” ist “nur über ein Zusammenspiel von Cortex, Basalganglien und Kleinhirn zu verstehen” (Walesch Ms.: 12):

(1) Die Basalganglien haben allgemein die Aufgabe, zielgerichtete Bewegungsabläufe zu programmieren. Da zu den zielgerichteten Bewegungen zweifellos auch das Schreiben gehört, ist damit zu rechnen, daß in den Basalganglien auch das Schreibprogramm entsteht. "Für diese Annahme gibt es mittlerweile neurophysiologische Belege" (Walesch Ms.: 10).

(2) Das Kleinhirn ist "wesentlich an der Generation und Regulation zielgerichteter, rascher Bewegungen beteiligt" (Walesch Ms.: 7). Hier werden also vermutlich auch die Schreibbewegungen erzeugt und reguliert.

(3) Die Cortex schließlich hat die Aufgabe, die Bewegungen an die Gegebenheiten der Außenwelt anzupassen (Walesch Ms.: 12). Die Beschaffenheit der Schreibgeräte, der Schreibunterlage, der Schreibsituation insgesamt wird hier Berücksichtigung finden.

8. Redigierende Aktivitäten

Der Prozeß des Schreibens kann erst dann als abgeschlossen gelten, wenn der Schreiber den Text als fertig betrachtet und aus seinen Händen gibt. Eine solche Auffassung setzt voraus, daß Verbesserungen und Überarbeitungen des Textes durchaus noch zum Prozeß des Schreibens zählen. Sie schließen ihn allererst ab (vgl. zum folgenden Britton u.a. 1975: 46-47 und Hayes/Flower 1980a: 16-20).

Voraussetzung und Grundlage für alle redigierenden Aktivitäten ist die Tatsache, daß der Schreiber den Text, soweit er realisiert worden ist, gelesen hat: der Schreibende als sein eigener, und zwar als sein erster Leser. Daß d a s L e s e n eines Textes selbst wieder ein in sich höchst komplizierter Prozeß ist, dürfte bekannt sein, braucht uns hier aber nicht weiter zu beschäftigen. Interessant ist lediglich der Hinweis, daß dies die Stelle ist, an der Leseprozesse in Schreibprozesse eingebettet sind.

Der Nutzen des bisher entwickelten Modells zeigt sich bereits, wenn man versucht, die verschiedenen redigierenden Aktivitäten zu klassifizieren und zu definieren: sie lassen sich ohne weiteres auf der Grundlage des Modelles bestimmen. Unterschieden werden im folgenden:

- Korrigieren
- Emendieren
- Redigieren (im engeren Sinne) und
- Neu fassen.

(1) Korrigiert werden alle Flüchtigkeitsfehler, aber auch Schreibfehler, grammatische Fehler und falsche Worttrennungen. Überprüft wird aber auch die Zeichensetzung und, wo sie fehlt, nachgetragen. **K o r r e k - t u r e n** betreffen also die sprachliche Ebene des Textes, und sie beziehen sich auf notwendige Veränderungen des Entwurfes. Sie werden notwendig, wenn grammatische Regeln verletzt oder orthographische Normen, bzw. Normen der Zeichensetzung nicht beachtet worden sind. Sie beruhen auf der Möglichkeit, einzelne Phasen des Schreibprozesses zu iterieren (vgl. 3(4)).

(2) Verbessert werden sprachliche Ausdrücke: Wörter, Wortgruppen, Redewendungen usw., nicht weil eine solche Veränderung des Textes unbedingt notwendig wäre (siehe unter (1)), sondern weil sie geeigneter erscheint, die Intentionen des Schreibenden zum Ausdruck zu bringen, den Erwartungen der Leser zu entsprechen oder die Sache zu charakterisieren, um die es geht. **E m e n d a t i o n e n** sind pragmatisch bedingt und darum ein Gegenstand der Stilistik.

Korrekturen und Emendationen beziehen sich oft auf überschaubare Teile eines Textes: einzelne Wörter, Wortgruppen, Sätze oder ganze Abschnitte. Sie sind – mit den Kategorien des Modelles – auf die im eigentlichen Sinne sprachliche Ebene beschränkt. Eine solche Beschränkung gilt dann nicht mehr für die folgenden Veränderungen.

(3) Bei den im engeren Sinne redigierenden Prozessen geht es nicht mehr um Veränderungen einzelner Ausdrücke, sondern ganzer Textteile oder ganzer Abschnitte. Friedrich Ostermann hat den Anlaß und die Voraussetzungen für solche **R e d i g i e r u n g e n** an Schüleraufsätzen verdeutlicht:

Wenn er (der Schüler O.L.) den selbstgeschriebenen Entwurf noch einmal liest, überblickt er zum erstenmal das ursprünglich nur in seinem "Innern" Vorhandene, durch die Darstellung nach außen Gesetzte in seiner konkreten Körperhaftigkeit. Unwillkürlich gewinnt er größere Distanz dazu. Eine neue Situation entsteht, in der er nun viel klarer die Übereinstimmung und die Differenz zu erkennen vermag zwischen dem, was er eigentlich intendiert hatte, und dem, was er als Entwurf greifbar vor sich hat. Die produktive Spannung, die zur Entstehung des Sprachgebildes führt, wirkt noch fort. Sie ist die bewegende Kraft der Veränderung, die ja zum Zwecke der Verbesserung vorgenommen wird (Ostermann 1973: 92 f.).

F. Ostermann berücksichtigt nur Überarbeitungen, die aus der Differenz zwischen dem vorliegenden Text und der zugrundeliegenden Intention des Schreibers notwendig werden. Er vernachlässigt dabei, daß Überarbeitungen auch im Hinblick auf die Leser erforderlich werden können. Aus diesem Grund unterscheide ich zwei Arten von Redigierungen:

1. Redigierungen, die im Hinblick auf das Ziel vorgenommen werden, das der Schreibende mit seinem Schreiben verfolgt. Es handelt sich in erster Linie um Streichungen und Ergänzungen. Gestrichen werden Wiederholungen, unnötige Bemerkungen, Abschweifungen, kurz: alle Arten von Redundanzen. Ergänzt werden vor allem implizite Informationen, fehlende Argumente, kurz: inhaltliche Momente, die der Schreiber vergessen, übergangen oder absichtlich zunächst einmal nicht berücksichtigt hat. Die aus der Überprüfung der Intention und des Schreibzieles resultierenden Redigierungen sind vornehmlich inhaltlicher Art.

2. Redigierungen, die im Hinblick auf den Leser und den bei ihm zu erreichenden Effekt vorgenommen werden. Sie betreffen auf der einen Seite die Verständlichkeit des Textes, auf der anderen Seite den Effekt, d.h. die Möglichkeit, mit dem Text auf den Leser Einfluß zu nehmen, auf seine Ansichten, seine Gefühle, seine Einstellungen, aber auch auf seine Gedanken. Redigierungen, die aus Rücksicht auf den Leser vorgenommen werden, beziehen sich in erster Linie auf die konzeptionelle Ebene, sie können aber durchaus alle anderen Ebenen berühren: die Sprache, den Aufbau der Darstellung, letztlich auch die Schrift.

(4) Von einer neuen Fassung eines Textes kann man dann sprechen, wenn der gesamte Prozeß der Produktion eines Textes neu durchlaufen wird, also von der Möglichkeit der Rekursivität (vgl. 3(5)) Gebrauch gemacht wird. Man könnte die *N e u f a s s u n g* eines Textes zu den redigierenden Aktivitäten rechnen. Da aber bei einer neuen Fassung der Prozeß des Schreibens als ganzer und auf allen Ebenen von neuem beginnt, damit alle Komponenten des Schreibprozesses wieder zur Disposition stehen, erscheint es mir sinnvoll, von einer eigenständigen Aktivität auszugehen. Der alte Text hat dann die Funktion einer Vorlage.

9. Der Nutzen eines Schreibmodells

So problematisch, unvollständig und vielleicht auch unzutreffend die vorstehenden Gedanken über den Schreibprozeß auch sein mögen, so sehr es auch weiterer Überlegungen bedarf, ehe man von einem regelrechten Modell oder gar einer Theorie des Schreibens sprechen kann, so mag es doch vielleicht nicht verfrüht sein, jetzt schon zumindest einige Erwartungen über den Nutzen eines solchen Modelles oder einer solchen Theorie auszusprechen.

Modelle werden aufgestellt, Theorien entwickelt, damit Hypothesen gebildet und diese dann empirisch geprüft werden können. Ich bin überzeugt, daß es jetzt schon möglich sein wird, Fragmente des Modelles

empirisch zu testen. Am leichtesten scheint mir, wenn man von den motorischen Prozessen einmal absieht, die Analyse aller redigierenden Aktivitäten zu sein, da diese zumindest in Teilen der Beobachtung zugänglich sind. Es dürfte aber auch möglich sein, die planbildenden Prozesse genauer zu untersuchen. Für eine solche Untersuchung scheint mir die Protokollanalyse (vgl. Hayes/Flower 1980a: 4-10) recht geeignet zu sein, auch wenn sie mit einigen grundsätzlichen Mängeln behaftet ist. Zur Zeit gibt es aber keine Alternative. Die Protokollanalyse könnte durch Videoaufzeichnungen gestützt werden. Am schwierigsten gestaltet sich zweifellos die empirische Analyse der konzeptionellen und vor allem der innersprachlichen Prozesse. Hier müssen noch geeignete Methoden gefunden werden.

Ein Modell des Schreibprozesses könnte auch für verschiedene Untersuchungen auf dem Gebiet des Spracherwerbs von Nutzen sein. In der Spracherwerbsforschung beschränkte man sich lange Zeit auf die Untersuchung der ersten drei Jahre im Leben eines Kindes, dann bezog man die ganze Zeit vor dem Schuleintritt ein. In beiden Fällen handelt es sich um den Erwerb der gesprochenen Sprache. Heute ist man eher geneigt, den Begriff des Spracherwerbs weiter zu fassen. Damit stellt sich aber dann auch die Frage nach dem Erwerb der geschriebenen Sprache. Erste Arbeiten zum Schriftspracherwerb liegen bereits vor. Sie stammen samt und sonders aus dem angelsächsischen Raum. Schreibmodelle, wie das hier entwickelte, beanspruchen zwar, den voll ausgebildeten Schreibakt abzubilden. Solange ein Kind im Begriffe ist, schreiben zu lernen, kann natürlich von einem voll ausgebildeten Schreibakt noch nicht die Rede sein. Dennoch dürften Schreibmodelle auch für Untersuchungen zum Erwerb der geschriebenen Sprache von Nutzen sein. Sie stellen sozusagen eine Folie dar, auf der sich die einzelnen Schritte oder Stufen in der Entwicklung der Schreibfähigkeit, Defizite oder Fehlentwicklungen deutlich abheben lassen. Sie erlauben auch eine zumindest grobe Orientierung über das Ziel und den Verlauf der Entwicklung.

Den größten Nutzen dürfte die Schreib- und Aufsatzdidaktik aus solchen Modellen ziehen. Es fehlt der Schreib- und Aufsatzdidaktik bis heute eine theoretische Begründung, die nicht produkt-, sondern prozeßorientiert ist und die sich nicht darauf beschränkt, die dem Schreibakt äußerlichen, situativen Faktoren zu berücksichtigen, sondern aus der Analyse des Schreibaktes selbst gewonnen wurde (vgl. Ludwig Ms.). Mit einem Wort: es fehlt an einer Theorie des Schreibens. Eine solche Theorie würde darüberhinaus erlauben, alle Schwierigkeiten abzuleiten und zu lokalisieren, mit denen ein Lehrer bei seinen Schülern zu rechnen hat. Schwierigkeiten ergeben sich auf allen Ebenen. Für einen Schüler

dürfte die größte Schwierigkeit darin bestehen, die vielen Prozesse und Aktivitäten, aus denen sich ein Schreibakt zusammensetzt, gleichzeitig und koordiniert zu vollziehen. Für Erwachsene, vor allem geübte Schreiber, ist eine derart komplexe Handlung durchführbar, weil viele Teilaktivitäten routinisiert oder automatisiert ablaufen. Solche Automatismen können aber bei einem Schüler in der Regel nicht vorausgesetzt werden. Für ihn müssen die Schwierigkeiten beim Schreiben immens sein. Wenn man sich diese und viele andere Schwierigkeiten beim Schreiben klar gemacht hat – Schwierigkeiten, die natürlich im Verlauf der Entwicklung eines Kindes unterschiedlich zu beurteilen sind –, dann dürfte es auch möglich sein, noch einmal in die Diskussion über die Frage einzutreten, wie der Schreib- und Aufsatzunterricht an unseren Schulen verbessert, reformiert oder gar neu konzipiert werden kann.

Literatur

- Bereiter, Carl (1980): *Development of Writing*. In: Gregg, Lee W./Erwin R. Steinberg (Hgg.) (1980), S. 73-93.
- Boettcher, Wolfgang (1982): *Schreiben im Deutschunterricht der Sekundarstufe I – Bilanz, Neuansätze*. In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 29 (1982), H. 1, S. 4-17.
- Britton, James u.a. (1975): *The Development of Writing Abilities (11-18)*. London 1975.
- Cook-Gumperz, Jenny/John J. Gumperz (1981): *From Oral to Written Culture: The Transition to Literacy*. In: Whiteman, Marcia F. (Hg.) (1981), S. 89-109.
- Flower, Linda S./John R. Hayes (1980): *The Dynamics of Composing: Making Plans and Juggling Constraints*. In: Gregg, Lee W./Erwin R. Steinberg (Hgg.) (1980), S. 31-50.
- Gould, John D. (1980): *Experiments on Composing Letters: Some Facts, Some Myths and Some Observations*. In: Gregg, Lee W./Erwin R. Steinberg (Hgg.) (1980), S. 97-127.
- Gregg, Lee W./Erwin R. Steinberg (Hgg.) (1980): *Cognitive Processes in Writing*. Hillsdale 1980.
- Grimminger, Rolf (1972/1973): *Abriss einer Theorie der literarischen Kommunikation*. In: *LuD* 12 (1972), S. 277-293 und 13 (1973), S. 1-15.
- Hayes, John R./Linda S. Flower (1980a): *Identifying the Organization of Writing Processes*. In: Gregg, Lee W./John R. Steinberg (Hgg.) (1980), S. 3-30.
- Hayes, John R./Linda S. Flower (1980b): *Writing as Problem Solving*. In: *Visible Language* 14, H.4, 1980, S. 388-399.

- Heath, Shirley B. (1981): Toward an Ethnohistory of Writing in American Education. In: Whiteman, Marcia F. (Hg.) (1981), S. 25-45.
- Hegel, Georg W.Fr. (1807/1972): Phänomenologie des Geistes. Bamberg und Würzburg 1807. In: Werke in zwanzig Bänden, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1972.
- Kainz, Friedrich (1956): Psychologie der Sprache. Bd. 4, Stuttgart 1956.
- Klappenbach, Ruth/Wolfgang Steinitz (Hgg.) (1976): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache, Bd. 5, Berlin 1976.
- Leska, Christel (1965): Vergleichende Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache. In: PBB (H)87, 1965, S. 427-464.
- Ludwig, Otto (1980): Funktionen geschriebener Sprache und ihr Zusammenhang mit Funktionen der gesprochenen und inneren Sprache. In: ZGL 8.1, 1980, S. 74-92.
- : Der Schreibprozeß: die Vorstellungen der Pädagogen (unveröffentlichtes Manuskript).
- Miller, Georg A./Eugene Galanter/Karl H. Pribram (1973): Strategien des Handelns. Pläne und Strukturen des Verhaltens. Stuttgart 1973.
- Portmann, Paul (1982): Texte schreiben: Planung, Stil, Textsorte. In: Schriftliche Sprachschulung im Deutschunterricht der Mittelschule 1982, S. 48-65.
- Ostermann, Friedrich (1973): Kreative Prozesse im "Aufsatzunterricht". 2. Aufl. Paderborn 1973 (UTB 228).
- Püschel, Ulrich (1982): Die Bedeutung von Textsortenstilen. In: ZGL 10.1, 1982, S. 28-37.
- Schmidt, Siegfried J. (1980): Aphorismen zum Stempeln. In: Semiotik 2, 1980, S. 381-385.
- Schriftliche Sprachschulung im Deutschunterricht der Mittelschule. Informationsbulletin der Schweizerischen Zentralstelle für die Weiterbildung der Mittelschullehrer. Arbeitsgruppe Deutsch. Heft 30, Genf 1982.
- Scribner, Sylvia/Michael Cole (1981): Unpackaging Literacy. In: Whiteman, Marcia F. (Hg.) (1981), S. 71-87.
- Sitta, Horst (1982): Zur Begründung eines kommunikativ orientierten Aufsatzunterrichts. In: Schriftliche Sprachschulung im Deutschunterricht der Mittelschule 1982, S. 7-26.
- Skolov, A.N. (1972): Inner Speech and Thought. 2. Aufl. New York, London, Sidney 1972.
- Steinberg, Erwin R. (1980): A Garden of Opportunities and a Thicket of Dangers. In: Gregg, Lee W./Erwin R. Steinberg (Hgg.) (1980), S. 155-167.
- Villaume, Peter (1784): Methode jungen Leuten zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken schriftlich auszudrücken. Dessau 1784.
- Walesch, Claus: Schreiben, seine Anatomie und Physiologie (unveröffentlichtes Manuskript).
- Wason, P.C. (1980): Specific Thoughts on the Writing Process. In: Gregg, Lee W./Erwin R. Steinberg (Hgg.) (1980), S. 129-137.

Whiteman, Marcia F. (Hg.) (1981): Variation in Writing: Functional and Linguistic-Cultural Differences. Bd. 2 von: Writing: The Nature, Development, and Teaching of Written Communication, Hillsdale 1981.

Wygotski, Lev (1969): Denken und Sprechen. Frankfurt a.M. 1969 (russ. 1934).

Die Figuren 2, 4 und 5 hat Claus Conrad für mich gemacht. Dafür möchte ich ihm danken, auch für zahlreiche Gespräche.